

Benjamin Ortmeier

**„Wissenschaftliches und politisches Totaldesaster“**

Zur Publikation von

**Dr. Torsten Schwan (Osnabrück)**

**Die Universitätsschule Jena – „Zufluchtsort für jüdische Kinder im Nationalsozialismus“? Eine Analyse der von Hein Retter präsentierten neuen Petersen-Forschung**

## **„Wissenschaftliches und politisches Totaldesaster“**

**Im Auf und Ab der Debatte über den Erziehungswissenschaftler Peter Petersen als Namensgeber für Schulen (und in Jena einen Platz) wurde in Jena nun aktuell als Entlastungsmanöver angesichts der unhaltbaren nazistischen Schriften Petersens ein „neues Fass aufgemacht“: Das seien ja alles nur Worte, aber in der Universitätsschule in Jena, da wäre „nie Heil Hitler“ gesagt, „nie die Hakenkreuzfahne“ gehisst worden, ja die Schule, so die Krönung der Falschbehauptungen, wäre wirklich, wie Petersen 1948 neben anderen Unwahrheiten behauptet hatte, eine „Zufluchtsort“ für „seine jüdischen Kinder“ gewesen.**

Darüber sind nun zwei sehr kontroverse Publikationen entstanden. Zunächst eine von der Stadt Jena mit herausgegebene Schrift „Die Universitätsschule Jena –Zufluchtsort für bedrohte Kinder im Nationalsozialismus“. Daraufhin erschien nun ganz aktuell die Kritik an dieser Schrift durch den Osnabrücker Petersen-Forscher Torsten Schwan.

Das Ganze begann mit einem Schreiben jener Gruppe Ehemaliger der Universitätsschule, die sich mit ihrem Auftritt „Wir-haben-Nie-Heil-Hitler-gesagt“ einen schon unrühmliche Namen als „NS-Zeitverdränger“ in Jena gemacht hatten. Für ihr Anliegen Petersen weißzuwaschen gewann diese Gruppe offizielle Stellen der Stadt Jena, als Schreiber eines umfangreichen Textes bot sich ein 73-jähriger emeritierter Professor aus Braunschweig, Hein Retter, an, der dann für die Stadt Jena die oben erwähnte Schrift „Zufluchtsorte“ anfertigte.

Torsten Schwan zeigt nun in einem ersten grundsätzlichen Teil seiner Schrift die theoretische Hohlheit auf: Keinerlei Verständnis für die Unterscheidung, die in der Nazi-Zeit lebenswichtige Unterscheidung, der NS-Kategorie „jüdische Kinder“ von der NS-Kategorie „Halbjüdisch“ oder gar „vierteljüdisch“. Dabei geht es, so Torsten Schwan, um ein Verständnis der Nazi-Kategorien in ihre Anwendung in der Praxis. Dies zeigt er in einem Abriss der sich verschärfenden Maßnahmen bis zur Vernichtung gegen die von den Nazis als „Juden“ kategorisierten Menschen und unterscheidet davon Schikane und Bedrohungen gegen die als „Halbjuden“ bezeichneten Menschen und beleuchtet die wesentlich andere Lage der im Nazi-Jargon als „Vierteljuden“ bezeichneten“.

Hein Retter hat für die Stadt Jena, um die Perilschein-These vom „Zufluchtsort“ für jüdische Kinder glaubhaft zu machen, 11 Beispiele von ehemaligen Schülerinnen und Schülern der Universitätsschule in der NS-Zeit vorgestellt.

Entlang des Textes von Hein Retter und den dort benannten 11 Schülerinnen und Schülern ergibt sich allerdings – so die Analyse des Kritikers Torsten Schwan - folgendes Bild.

**Kein einziges** dieser 11 benannten Kinder und Jugendlichen war nach Kenntnisstand und Kategorie der Nazis „jüdisch“. Peter Petersen als „Judenretter“ - nichts als heiße Luft, eine Unwahrheit wie eh und je – „Zufluchtsort“ im Sinne eines Versteckens und Überlebens war die Universitätsschule in Jena unter Peter Petersen jedenfalls nicht.

Tatsächlich, so weist Torsten Schwan nach, sind von den 11 Kindern, die die Broschüre der Stadt Jena als „Beleg“ anführt 4 Kinder und Jugendliche – in der NS-Kategorie – „Mischlinge ersten Grades“ („Halbarier“ - „Halbjuden“), 6 Kinder galten bei den Nazis als „Vierteljuden“, und in einem Fall bleibt völlig unklar, wie die Lage ist, jedenfalls für die Nazis war dieses Mädchen – Judith Reitmeier kein jüdisches Mädchen, sondern, wenn bedroht, dann als die Tochter eines Widerstandskämpfers. Dass Hein Retter zur „Entlastung“ der Stadt Jena 6 von den Nazis als „Vierteljuden“ kategorisierte Kinder und Jugendliche langatmig anführt, belegt eben die von Torsten Schwan aufgezeigte theoretische Hohlheit, wobei dabei Unwissenheit noch die freundlichere Alternative ist, da sonst von bewusster Irreführung ausgegangen werden müsste.

In der Tat komplizierter sind die 4 Fälle der Fallstudie, in denen es um sogenannte – in der NS-Kategorie so bezeichnete – „Halbjuden“ geht, die in den Akten der Schulbehörde auch als „Halbarier“ bezeichnet werden. Auch wenn für diese Kinder und Jugendliche die HJ ab 1936 Pflicht war, es gab Benachteiligung Drangsalierung und Bedrohung, amtlich ab 1942 gar wurde der Übergang an Höhere Schule verboten. Für die Volksschule allerdings galt durchgehend die Schulpflicht. Torsten Schwan zeigt nun auch minutiös, dass anhand der Quellen, die Hein Retter präsentiert, selbst Mindestanforderungen an historische Forschung locker unterschritten werden, Behauptungen, Vermutungen, absurde Spekulationen ohne jegliche Belege im Vordergrund stehen und auch in diesen 4 Fällen in keinem Fall gezeigt werden kann, dass einer dieser vier Schülerinnen und Schüler die Universitätsschule in Jena unter Peter Petersen als „Zufluchtsort“ nutzen, von einer anderen Schule „fliehen“ musste.

Nachdem sich also nun all diese Dinge als „heiße Luft“ herausgestellt haben, bleibt für Torsten Schwan noch eine andere Frage: Was ist von den Aussagen dieser von Hein Retter teils befragten, teils auf andere Dokumente der Erinnerung zurückgehende Äußerung über die Realität und die Atmosphäre an der Universitätsschule zu sagen?

Die Schrift „Zufluchtsorte“ präsentiert eine Fülle von im Detail nicht genau einzuordnenden Äußerungen aus Briefen, Telefonaten, einem angeblichem „Tagebuch“ einer Mutter, das aber offensichtlich wohl nach 1945 verfasst wurde –oder doch nicht, usw. – eine undurchsichtige Durcheinander. Aber unabhängig davon macht Torsten Schwan vor allem auf das Alter solcher als Äußerungen von „Zeitzeugen“ vorgestellten aufmerksam: Bei der Frage nach dem Zeitpunkt des Verlassens der Universitätsschule, so analysiert Torsten Schwan, ergibt sich folgende ernüchterndes Bild: Bei einem der 11 Schüler ist gar nicht klar, wann

und ob er auf der Universitätsschule überhaupt war (Felix König) – wenn wohl 1934 und danach. Er war möglicherweise bis zum 14. Lebensjahr an der Jenaplanschule, nichts genaues weiß man aber darüber. Neben zwei beim Verlassen der Schule dreizehnjährigen Mädchen werden weiter angeführt: zwei 11jährige und zwei 10 jährige Kinder, und dann Kinder im Alter von 9, 8 und 6 Jahren.

Die Problematik dieses Alters bei Erinnerungen 65 Jahre später liegen auf der Hand, sind aber so Torsten Schwan, dem Verfasser der Persilscheinschrift „Zufluchtsorte“ keine kritische Würdigung wert. So ergibt sich als Fazit für Torsten Schwan, dass 1. immer wieder die NS-Unterscheidung von Juden und Judenmischlingen bei Hein Retter aufgehoben und verwischt werden, dass 2. Ereignisse, die nichts mit der Schulzeit an der Universitätsschule zu tun haben mit der eigentlich zu untersuchenden Zeitspannen vermischt werden und dass 3. bisherige Forschungsergebnisse über NS-Indoktrination an der Universitätsschule einfach als nicht existent angesehen werden.

Der härteste und gut belegte Vorwurf von Torsten Schwan gegen die Schrift Hein Retters ist jedoch ist der des Geschichtsrevisionismus.

Das Konstrukt, dass Petersen *„über einen so massiv ausstrahlenden Geist verfügt haben muss, dass dort augenscheinlich selbst radikale Nationalsozialisten ihr Haupt demütig im Sinne größter Mitmenschlichkeit senkten“* ist für Torsten Schwan einer der Beweise für ein *„wissenschaftliches und politisches Totaldesaster“*.

*(Der ganze Text von Torsten Schwan ist zu finden auf [www.streitumpetersen.wordpress.com](http://www.streitumpetersen.wordpress.com).)*

# ANHANG

## **1. Tabellarischer Überblick zum Abschnitt 4.3.3**

**Aus: Torsten Schwan (Osnabrück) :Die Universitätsschule Jena – „Zufluchtsort für jüdische Kinder im Nationalsozialismus“? Eine Analyse der von Hein Retter präsentierten neuen Petersen-Forschung.**

**2. Die jeweiligen faksimilierten Abschnitte aus „Die Universitätsschule Jena ...“  
Stadtmuseum Jena Herausgeber, Hein Retter.**

### 3.1 Herta Langer und ihr jüngerer Bruder Gerhard (S. 116f.):

**Herta Langer, geboren: 1921. NS-Attribuierung: „Mischling zweiten Grades“.**  
**Alter am Ende der Zeit an der Universitätsschule: 13 Jahre (?). Alter 1945: 24 Jahre.**

3.1 Herta Langer		Retter (2010),	Quelle	Quellenart	Fundort
Name:	Herta Langer	116f.	---	---	---
Geboren:	1921	116	---	---	---
NS-Attribuierung	„Mischling zweiten Grades“	116	Gisela Müller: Jüdische Mitarbeiter der Firma Carl Zeiss und Otto Schott. In: Jenaer Arbeitskreis Judentum (Hrsg.): Juden in Jena. Jena 1998, 164f.	Sekundärquelle	---
Schüler an der Universitätsschule / Abgangsalter	1932/33 bis ?; letzte Erwähnung: März 1934 13 Jahre (?)	116 116 116	Schülerliste 1932/33 Schülerliste 1933/34 Programm der Päd. Rückschau (März 1934)	Primärquelle Primärquelle Primärquelle	Universitätsarchiv Jena Universitätsarchiv Jena Universitätsarchiv Jena

**Gerhard Langer, geboren: 1924. NS-Attribuierung: „Mischling zweiten Grades“.** Alter am Ende der Zeit an der Universitätsschule: 10 Jahre (?). Alter 1945: 21 Jahre.

3.1 Gerhard Langer		Retter (2010),	Quelle	Quellenart	Fundort
Name:	Gerhard Langer	117	---	---	---
Geboren:	1924	117	---	---	---
NS-Attribuierung	„Mischling zweiten Grades“	116	siehe bei Herta Langer	siehe bei Herta Langer	---
Schüler an der Universitätsschule / Abgangsalter	Einzigste Erwähnung: März 1934 10 Jahre (?)	117	Programm der Päd. Rückschau (März 1934)	Primärquelle	Universitätsarchiv Jena

### Text Hein Retter – zu Herta Langer und Gerhard Langer

#### 1. Herta Langer (\* 1921) und Gerhard Langer:

Auf der Schülerliste des Schuljahres 1932/33 für die Mittelgruppe der Universitätsschule<sup>217</sup> befindet sich der Name Herta Langer, 6. Schuljahr. Ihre Mutter, Helene Langer, war »Halbjüdin« und das Adoptivkind jüdischer Eltern. Die Kinderliste der Mittelgruppe des Schuljahres 1933/34 führt Herta Langer ebenfalls auf.<sup>218</sup> Wiederum ist sie Schülerin des 6. Schuljahres. Für diese »Wiederholung« sind zwei Gründe denkbar, von denen einer oder aber alle beide zutreffend gewesen sein können.

Bekanntlich hatte Petersen für entwicklungsverzögerte bzw. leistungsschwächere Kinder mit dem Prinzip der altersgemischten Gruppe (»Bankrott der Jahresklasse!«) die Möglichkeit geschaffen, Kindern das »Sitzenbleiben« zu ersparen. Sie blieben einfach ein Jahr länger in ihrer Stammgruppe. Aus der Mittelgruppe schieden nach dem 4. Jahrgang diejenigen aus, die in eine der höheren Schulen gingen. Kinder, die diesen Sprung in die tradierte »Anstalt« höherer Bildung nicht gleich vollzogen, gingen nach dem 5. Jahrgang ab. Nach dem sechsten Jahrgang wäre dieser Wechsel durch den Übertritt in die »Deutsche Aufbauschule« (Jena, Wöllnitzer Str. 1) möglich gewesen, welche die Kinder ab Klasse 6 bzw. 7 zum Abitur führte. Aber vielleicht gab es einen zweiten Grund, dass Herta Langer in der Mittelgruppe verblieb, nämlich unter der Annahme, dass ein ursprünglich vielleicht ins Auge gefasster Schulwechsel in Absprache mit den Eltern nicht vollzogen wurde auf Grund der sich abzeichnenden Realitäten im Hitlerstaat. Das hieß, Herta Langer im

sechsten Schülerjahrgang in der Mittelgruppe zu belassen und *abzuwarten*. Der mögliche Übertritt in die Oberstufe (Jahrgang 7 und 8), wäre schon die Entscheidung für einen Verzicht auf einen Schulwechsel gewesen, in der Regel mit Blick auf eine praktische Berufsausbildung nach Durchlaufen der beiden Jahre. Ein sozialer Beruf unter dem Schutz der Kirche könnte als Ausweg aus der schwierigen Situation von den Eltern ins Auge gefasst worden sein. Im Programm der 15. »Pädagogischen Rückschau« der Universitätsschule am 22. März 1934<sup>219</sup> findet man »Herta Langer« mit einem Klavierstück sowie ihren jüngerer Bruder »Gerhard Langer« (aus der Untergruppe) mit einem Bericht über »Das Schiff«.

Herta Langer durchlief die Petersenschule und absolvierte anschließend ihre Berufsausbildung außerhalb Jenas. Sie wurde Diakonieschwester und starb 1991 in Jena.<sup>220</sup> Heute kann man nur bedauern, dass niemand sie nach ihren Eindrücken von ihrer Schulzeit befragte. Die Mutter von Herta und Gerhard Langer, Helene Langer, wählte nach Erhalt des Deportationsbefehls für das KZ Theresienstadt 1944 den Freitod. Der 15jährige Gerhard Langer emigrierte 1939 in die USA.

### 3.2 Margot Reinhard (verheiratete Margot Pampel) (S. 117-119): geboren: 1922. NS-Attribuierung: „Mischling ersten Grades“. Alter am Ende der Zeit an der Universitätsschule: 13 Jahre. Alter 1945: 23 Jahre.

3.2 Margot Reinhard		Retter (2010),	Quelle	Quellenart	Fundort
Name:	Margot Reinhard (verh. Margot Pampel)	117-119	---	---	---
Geboren:	1922	117	---	---	Standesamt Jena
NS-Attribuierung	„Mischling ersten Grades“	117 117	---	---	Standesamt Jena
Schüler an der Universitätsschule / Abgangsalter	1929 bis etwa 1935 13 Jahre	117	Auskunft Margot Pampels	---	---
		117	Auskunft Margot Pampels	Sekundärquelle	---

#### Text Hein Retter – zu Margot Reinhardt:

##### 2. Margot Reinhard (\* 1922):

Nach Angaben des Standesamtes Jena wurde Margot Reinhard am 24. Mai 1922 in Jena geboren. Ihre Eltern waren der Buchdrucker Fritz Reinhard und dessen aus Polen stammende jüdische Ehefrau Gitta Reinhard, geb. Czerwinska. Der Vater starb 1930. Nach dem Zweiten Weltkrieg wanderte Margot Reinhard mit ihrem Ehemann nach Australien aus.

Margot Reinhard (verheiratete Pampel) wurde nach eigener Angabe 1929 in die Petersenschule eingeschult. Sie blieb lebenslang befreundet mit der behinderten Johanna Großkurth. Die Freundschaft begann in der Petersenschule, die ab 1934 auch Johanna Großkurth besuchte. Beide waren nicht in derselben Stammgruppe, dazu war der Altersunterschied zu groß. Die Freundschaft blieb mit dem Wechsel Margot Reinhard in die Aufbauschule (wie sie mitteilt, nach dem siebten Schuljahr) bestehen.

Anfang Juni 2010 schrieb die 88-jährige Margot Pampel, geb. Reinhard, einen längeren Brief aus Australien an Ulli Wittich-Großkurth, nachdem ich um eine Stellungnahme zu ihrer Schulzeit gebeten hatte.

*Dass Prof. Petersen ein Nazi gewesen sei, glaube ich nie und nimmer. Er hatte, als ich das 7. Schuljahr beendete, meine Mutter zur Schule bestellt und mir nahegelegt, mich zur Prüfung für die Aufbauschule anzumelden. Meine Mutter wandte ein, dass es für halbjüdische Kinder doch nicht mehr gestattet sei, eine höhere Schule zu besuchen, sie könne also nicht unterschreiben, dass ich arisch sei. Prof. Petersen riet ihr jedoch zu, mich als arisch zu erklären. Ich wurde dann zur Prüfung zugelassen, und aufgrund des Prüfungsergebnisses bekam ich dann die Freistelle für die Aufbauschule. Ich musste sie allerdings nach 2 Jahren verlassen, da die Schulleitung (Dr. Schön) inzwischen erfahren hatte, dass meine Mutter Jüdin war.*

*Meine Mutter, Gitty Reinhard, geb. Czerwinska, war 1891 in Lowitz (Polen) am 14. 6. geboren. Sie heiratete meinen deutschen Vater ca. 1920. Er hieß Fritz Reinhard, geb. 3. 5. 1893 in Aken/Elbe. Von Beruf war er Drucker. Er starb im August 1930. Ich bin am 24. 5. 1922 in Jena geboren und besuchte seit 1929 die Universitätsschule. Wir wohnten nach dem Tod meines Vaters einige Jahre in der Schlippenstraße in Jena-Ost (im 3. Haus rechts neben der Schillerkirche). Meine Mutter wurde Ende 1942 von der Gestapo abgeholt und sie verstarb einige Monate später im KZ Auschwitz. [...] Genügt diese Auskunft? Ich hoffe, man lässt unseren verehrten Prof. Petersen endlich in Ruhe. Und wenn er wirklich Parteigenosse wurde, dann gewiss nur um seine geliebten Schule zu helfen. Gegen Juden hat er ganz gewiss nie etwas gehabt, denn es waren ja eine ganze Reihe jüdische Kinder in unserer feinen Schule.<sup>221</sup>*

Die Deportation der »Arbeiterin« Gitty Reinhardt erfolgte laut Dokumentation der Jenaer Holocaust-Opfer am 2. März 1943 († 2. Mai 1943?).<sup>222</sup> Die Angabe differiert mit der Zeitangabe von Margot Pampel – »Ende 1942«. Wie ihre Tochter als Halbjüdin und Waise es vermochte, in der Zeit, in der auch »Mischlinge 1. Grades« durch KZ und Zwangsarbeit bedroht waren, ihr Leben zu retten, ist nicht bekannt.

In einem Interview, das 1995 mit Johanna Großkurth über ihre Schulzeit in der Universitätsschule geführt wurde, erwähnt die ehemalige Petersen-Schülerin auch das Faktum, das Petersen jüdischen Kindern Schutz gewährte. Sie erzählte von ihrer Freundin, der »Halbjüdin«, deren Mutter 1943 »vergast« worden war.<sup>223</sup> Die erwähnte Freundin war Margot Reinhard. Nachdem Thüringen von den Russen im Juli 1945 besetzt worden war, habe Margot, so erinnert sich Ulli Wittich-Großkurth, eine Zeit lang auf der russischen Kommandantur als Übersetzerin (?) gearbeitet. Über ihr Schicksal in der Nachkriegszeit macht Margot Pampel in ihrem Brief noch folgende Angaben:

*Meine Tochter heißt Felizitas Zwalt, geb. Pampel. Sie wurde am 1. 4. 1956 hier in Melbourne geboren. Mein Mann, Horst Pampel, geb. 8. 12. 1931 in Lübecke/Westf. – Wir heirateten 1953 in Frankfurt/M. und wanderten 1954 nach Australien aus. Seitdem wohnen wir in Melbourne.*

Das Verbot für Margot Reinhard, die Aufbauschule zu besuchen, war durch die vom Reichserziehungsministerium in Berlin gesteuerte Erlasslage keineswegs geboten, sondern erfolgte auf Grund einer vom Schulleiter gegebenenfalls in Absprache mit der Jenaer NSDAP-Kreisleitung getroffenen Entscheidung, die eine verschärfte Ausschlusspraxis darstellte. Die Absicht des Reichserziehungsministeriums, jüdische und jüdischstämmige Kinder besonderen Bildungsgesetzen zu unterwerfen, wurde im Thüringischen Volksbildungsministerium schon 1935 in vorauseilendem Gehorsam durch Vorbereitungsmaßnahmen umgesetzt.

Petersen kannte, davon ist auszugehen, sowohl die Schulleiter der höheren Schulen als auch ihre Einstellung zur Judenfrage. Er wusste um die an den einzelnen Schulen vorherrschende Praxis der Behandlung jüdischstämmiger Schüler. Wenn er Gitty Reinhard den dringenden Rat gab, die jüdische Abstammung der Tochter bei der Schulanmeldung zu verschweigen und sie als »arisch« auszugeben, dann hatte er genaue Kenntnis von der Praxis des Schulleiters. Petersen kannte die amtlichen Bestimmungen, nach der »Mischlinge 1. Grades« auch nach 1938 in der höheren Schule noch hätten unterrichtet werden können. Eine verschärfte Handhabung der Regelung war durch Willkür des Schulleiters möglich. Jüdischen »Mischlingen ersten Grades« wurde reichsweit erst mit dem Erlass vom 2. Juli 1942 vom Besuch der Haupt- und weiterführenden Schulen ausgeschlossen, während »Mischlinge zweiten Grades« Schulen besuchen durften, »wenn Platz vorhanden war.«<sup>224</sup> Auch dies öffnete jeder Willkür der Schulleitung Tür und Tor.

**3.3 Felix König (S. 119-122) geboren: 1927. NS-Attribuierung: „Mischling ersten Grades“. Alter am Ende der Zeit an der Universitätsschule: ? Jahre. Alter 1945: 18 Jahre.**

<b>3.3 Felix König</b>		<b>Retter (2010),</b>	<b>Quelle</b>	<b>Quellenart</b>	<b>Fundort</b>
<b>Name:</b>	<b>Felix König</b>	119-122	---	---	---
<b>Geboren:</b>	<b>1927</b>	119	Interview mit Johanna Großkurth 1995	Sekundärquelle	---
<b>NS-Attribuierung</b>	<b>„Mischling ersten Grades“</b>	119	Interview mit Johanna Großkurth 1995	Sekundärquelle	---
<b>Schüler an der Universitätsschule / Abgangsalter</b>	<b>Keine Datierung ?</b>	121	---	---	---

**Text Hein Retter – zu Felix König: (Nächste Seite)**

## Text Hein Retter – zu Felix König:

### 3. Felix König (\* 1927):

Das Stadtarchiv Jena verfügt über folgende Angaben zu Felix König, dessen Mutter Jüdin war.<sup>225</sup>

*Felix Arthur K. geb. 19. 5. 1927 in Bonn, wurde – nach unseren Angaben – als jüdischer Mischling 1. Grades 1943 aus der Schule verwiesen. Vom Okt. 1944–April 1945 war er im Zwangsarbeitslager Weißenfels.*<sup>226</sup>

Die Schulentlassung von Felix König war nicht willkürliche Entscheidung des Schulleiters, vielmehr war die Rechtslage durch den oben erwähnten Erlass vom 2. Juli 1942 bestimmt, der »Mischlingen ersten Grades« den Schulbesuch verbot. Dass er erst 1943 der Schule verwiesen wurde, zeigt, dass die Gesetzesanwendung in diesem Fall mit Verzögerung erfolgte. Ob dies mit Rücksicht auf den in Jena bekannten Vater geschah oder allein der Toleranz des Schulleiters zuzuschreiben war, bleibt offen.

Der ebenfalls 1927 geborene Zeitzeuge Günther Schöppe berichtete mir gegenüber, dass Felix König Ostern 1934 mit ihm gemeinsam in die Untergruppe der Universitätsschule eingeschult worden sei und längere Zeit sein Spielkamerad war. Das aus »rassischen« Gründen ausgesprochene Verbot für Felix König, 1943 weiterhin die öffentliche Schule zu besuchen, bedarf einer Erläuterung in Fortsetzung des beim Schulwechsel von Margot Reinhard bereits angesprochenen Themas.

Ab Herbst 1935 liefen in Erwartung der angekündigten reichsverbindlichen Anordnung des Reichserziehungsministeriums zur »Rassentrennung« in den Schulen Jenas die Erfassungs- und Vorbereitungsmaßnahmen, die vom Thüringischen Volksbildungsministerium den örtlichen Schulämtern Thüringens befohlen wurden. Den jüdischen Schülern sollte der gemeinsame Schulbesuch mit deutschen Schülern verboten werden. Für sie sollten bei ge-

nügender Anzahl – pro Klasse etwa 20 Schüler – eigene Unterrichtsstätten eingerichtet werden. Wie die Akten deutlich machen, brachte das Schulamt Jena in seinem Antwortschreiben vom 5. November 1935 an das Volksbildungsministeriums seine Skepsis zum Ausdruck, dass es innerhalb des Stadtgebietes gelingen könnte, für die vorgesehene Separierung genügend jüdische Schüler aufzutreiben zu können. (Es gab kaum noch welche, und wenn es sie gab, waren sie in der Universitätsschule.)

Nach Eingang dieses Schreibens im Ministerium konnte der zuständige Sachbearbeiter Erich Buchmann (Büroleiter von Sauckel und Herausgeber der Reihe »Thüringer Untersuchungen zur Judenfrage«) sich nicht enthalten, es zur Weiterleitung mit folgender handschriftlicher Randnotiz zu versehen:

*M. W. [= Meines Wissens] besuchen eine ganze Anzahl jüdischer Kinder die Universitätsschule des Prof. Petersen. Die Mindestzahl 20 wird unter Zuschuß dieser Kinder für Jena bestimmt erreicht.*<sup>227</sup>

Die Randnotiz verdient Beachtung, da Buchmann Sauckels rechte Hand war. Fritz Sauckel seinerseits war als Reichsstatthalter und NSDAP-Gauleiter der mächtigste Mann Thüringens, der Mitte der dreißiger Jahre eine Schlüsselposition in der Dreiecksbeziehung konkurrierender Kampfzonen im NS-Staat innerhalb Thüringens (Reichsstatthalter – Volksbildungsministerium – Landesuniversität) wahrnahm. Mit dem Briefkopf des Reichsstatthalters in Thüringen schrieb Sauckel am 23. November 1936 an den »Herrn Thür. Minister für Volksbildung«:

*Ich betrachte es als meine vom Führer gebilligte Aufgabe, die Universität Jena mehr und mehr zu einer wirklich nationalsozialistischen Hochschule auszugestalten.*

Sauckel forderte den Minister auf, von dessen zuständigem Sachbearbeiter über alle die Friedrich-Schiller-Universität betreffenden Angelegenheiten laufend detailliert unterrichtet zu werden und nannte seinen Büroleiter, »Oberregierungsrat Dr. Buchmann«, als Kontaktperson.<sup>228</sup>

Dass Petersen von dieser Seite her für seine Schule, insbesondere für seine jüdischen Kinder, Gefahr drohen könnte, war nicht ausgeschlossen. Aber letztlich drang »Weimar« nicht tief genug in die Kampfzone »Friedrich-Schiller-Universität« im benachbarten Jena ein.

Der NS-Staat hob die Schulpflicht für jüdische und jüdischstämmige Kinder offiziell zwar nicht auf, aber ein Bildungsanspruch wurde ihnen bestritten. Ob und wenn ja, wie viel Bildung sie haben sollten, war allein dem Staat vorbehalten zu entscheiden. Hier zeigten sich in der weiteren Einschränkungspraxis der Nationalsozialisten Unterschiede in der Behandlung von »Juden« und von »Mischlingen«, die in der zweiten Hälfte des Jahres 1944 durch Verschärfung und Ausweitung der Definition von »jüdisch« weitgehend bedeutungslos wurde.

Nach den Novemberpogromen am 9./10. November 1938 wurde jüdischen Kindern der Besuch von Schulen und Universitäten endgültig untersagt. Dort, wo es zur Einrichtung von zentralen jüdischen Schulen gekommen war (die nur eine niedrige Bildungskompetenz vermittelten), wurden sie 1942 aufgelöst. Die Zeit völliger Entrechtung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung hatte begonnen.

In der Universitätsschule blieben die »Mischlinge« ersten und zweiten Grades durch Petersen vor Aussonderung bewahrt. Bildungsentzug, Drangsalierung und Schlimmeres ging an ihnen vorbei, auch wenn die Drohung, »abgeholt« zu werden, immer da war.

Man war im Volksbildungsministerium, im Amt des Reichsstatthalters Sauckel und in der NSDAP-Gauleitung durchaus informiert darüber, dass Petersen jüdische bzw. jüdischstämmige SchülerInnen und Schüler schützte. Aber sowohl von Seiten des Jenaer Schulamtes als auch des Weimarer Ministeriums zögerte man, mit Weisungen in den Machtbereich der Universität einzugreifen.

Der Vater von Felix König war der Astronom Dr. Arthur König (1896–1969). Er arbeitete unter dem Forschungschef der Zeiss-Werke Georg Joos ab 1941 als Leiter des »Astro-Labors«. Arthur König hatte in Bonn Astronomie studiert, promovierte 1923 über die Vermessung der Plejaden und wurde Assistent der Bonner Sternwarte. Er nahm ein Angebot der Firma Carl Zeiss an, dort in leitender Stellung in der »Astro-Abteilung« zu arbeiten.<sup>229</sup> Die Familie zog 1929 nach Jena. Zwei Jahre zuvor war in Bonn der Sohn Felix zur Welt gekommen. In Jena wurde 1932 der zweite Sohn, Hermann geboren. Von letzterem ist ein Besuch der Petersenschule nicht bekannt.

Es existieren keine Dokumente, die über die Schulzeit Felix Königs in der Petersenschule genauer informieren. Wie lange er die Petersenschule besuchte, steht nicht fest. Turnusgemäß kam er, wenn Ostern 1934 die Einschulung in der Petersenschule erfolgte, 1938 in die Mittelgruppe. Unter den Bedingungen einer freien demokratischen Gesellschaft wäre nach einem Jahr in der Mittelgruppe der Wechsel in die höhere Schule denkbar. Aus Gründen des Schutzes könnten die Eltern ihn in der Petersenschule länger belassen haben. Dafür spricht, dass Petersen 1948 in einem Brief an den Rektor der Universität Jena (als die Familie König schon längst nicht mehr in der SBZ war) den in Jena bekannten Astronom Dr. König als Zeugen für die Schulzeit des Sohnes in der Universitätsschule benannte. Dass Felix Königs jüdische Herkunft in der Universitätsschule bei den Mitschülern bekannt war, geht aus mehreren Aussagen anderer »Ehemaliger« hervor.

Bei der Entlassung Felix Königs aus der höheren Schule blieb es nicht. Er erlitt das Schicksal, das für jüdischstämmige Jugendliche in der Spätzeit des Krieges vorgesehen war: Deportation, Zwangsarbeit und »Zwangserziehung« unter härtesten Bedingungen. Von Oktober 1944 bis April 1945 leistete Felix König als jugendlicher Zwangsarbeiter. Der Vater, Dr. Arthur König, kam 1945 ebenfalls in das Arbeitslager bei Weißenfels zur »Organisation Todt« (OT), wurde aber auf Grund einer Intervention von Freunden nach drei Monaten entlassen. Am 6. Oktober 1944 hatte der Reichsführer SS für das Deutsche Reich angeordnet, alle jüdischen Mischlinge 1. Grades und »jüdisch Versippte« (mit einer Jüdin verheiratete »arische« Männer) *ausnahmslos* zur Zwangsarbeit für die »Organisation Todt« heranzuziehen, ohne dass die Befreiungsanträge kriegswichtiger Betriebe noch genehmigt werden sollten.<sup>230</sup> Dass Arthur König nicht schon im Oktober 1944 deportiert wurde, könnte ein Beleg sein, dass Ausnahmen dennoch möglich waren.

Lenore König, geb. Hausdorff, Ehefrau von Arthur König und Mutter von Felix, fiel als »Volljüdin« unter die Rassegesetzgebung des NS-Staates. Die Familie war demnach allen Drangsalierungen der Nazis ab 1933 ausgesetzt. Das NS-Regime sah für Leonore König zunehmende Entrechtung, Demütigung und ab 1942 Deportation und Ermordung im Rahmen der »Endlösung« vor. Der Vater von Lenore König, der Mathematiker Prof. Felix Hausdorff<sup>231</sup>, hatte am 26. Januar 1942 mit seiner Frau und seiner Schwägerin den Freitod gewählt, um der Deportation ins KZ zu entgehen. Lenore König floh nach Berlin und gab sich unter falschem Namen als ostpreussischer Flüchtling aus. Mit dem Zusammenbruch des NS-Staates kehrte sie nach Hause zurück. Die Freude über das Wiedersehen der nach Jena heimgekehrten Familienmitglieder war nur kurz. Die Amerikaner nötigten Arthur König als Spitzenforscher von Carl Zeiss bei ihrem Abzug Ende Juni 1945, mit in den Westen zu gehen im Zusammenhang des dort geplanten Neuaufbaus von Carl Zeiss. Die Familie verblieb in Südwestdeutschland. Arthur König wurde 1947 Observator an der Landessternwarte Heidelberg, 1959 Hauptobservator. 1963 pensioniert, nahm er einen Lehrauftrag an der Universität Mainz wahr. 1968 erhielt er den Titel Honorarprofessor, ein Jahr vor seinem Tod.



### 3.4 Cornelia Grebe (verheiratete Cornelia Cotton) (S. 122-125):

**Geboren: 1927. NS-Attribuierung: „Mischling zweiten Grades“. Alter am Ende der Zeit an der Universitätsschule: 11 Jahre. Alter 1945: 18 Jahre.**

3.4 Cornelia Grebe		Retter (2010),	Quelle	Quellenart	Fundort
<b>Name:</b>	Cornelia Grebe (verh. Cotton)	122-125	---	---	---
<b>Geboren:</b>	1927	122	Cornelia Amlacher et al. (Hrsg): Anpassung, Verfolgung, Widerstand. Frauen in Jena 1933-45. Jena 2007, S. 58f.	Sekundärquelle	---
<b>NS-Attribuierung</b>	„Mischling zweiten Grades“	122	Ebd.	Sekundärquelle	---
<b>Schüler an der Universitätsschule / Abgangsalter</b>	1934 bis 1938 11 Jahre	123 124	Auskunft Günther Schöpkes Cornelia Cotton: Schaufenster. Ansichten eines Lebens. Jena 2008, S. 31.	Sekundärquelle Sekundärquelle	--- ---

**Text Hein Retter – zu Cornelia Grebe: (Nächste Seite)**

## Text Hein Retter – zu Cornelia Grebe:

### 4. Cornelia Grebe (\* 1927):

Cornelia Cotton, geb. Grebe, lebt seit 1948 in den USA. Ihre Mutter war die bis 1938 in Jena lebende Tänzerin und Gymnastiklehrerin Hildegard Grebe, geb. Pfütze-Grottewitz (\* 1905), ihr Vater der Musiker Leo Grebe.<sup>232</sup> Die Großmutter mütterlicherseits der Petersen-Schülerin Cornelia Grebe war Jüdin, nach den menschenverachtenden NS-Rassegesetzen von 1935 war die Tochter Hildegard Halbjüdin, die Enkelin Cornelia »Mischling 2. Grades«.

Die Heirat der Grebes war 1927. Im selben Jahr kam die Tochter Cornelia zur Welt. Die Ehe wurde 1935 rechtskräftig geschieden, die Schuld dem Mann zugesprochen. Hildegard Grebe lebte aus wirtschaftlichen Gründen und im Interesse ihrer Tochter weiter im Hause ihres geschiedenen Mannes. Mit ihrem Verlobten, einem promovierten Chemiker, wollte sie eine neue Ehe eingehen, scheiterte jedoch mit ihrem Antrag an den Behörden, die sie nach den Nürnberger Rassegesetzen als »Mischling« einstuften und ihr entwürdigende Vermessungs- und Beschreibungsprozeduren auferlegten – samt Beibringung von Sippschafts- und Ahnentafel. Über ihre Eltern schreibt Cornelia Cotton:

*Mein Vater und meine Mutter hatten beide der künstlerischen Avantgarde angehört, die während der Weimarer Republik eine Blütezeit erfahren hatte. Nun fielen sowohl meines Vaters musikalische Neigung als auch das Schaffen meiner Mutter im Tanzwesen in die Kategorie »entartete Kunst«, was zugleich auf die ganze Welt der Künste und Anschauungen zutraf, die unsere geistige Heimat gebildet hatte. Einer nach dem anderen aus Verwandtschaft und Bekanntschaft geriet in Ungnade; den Erlassen der Regierung zufolge schuldig aufgrund von Verbindungen und Familienbande, waren wir schwer belastet durch ungebührliche Beziehungen zu Kreisen, die mit Zunahme des Emigrationstempos nun drastisch schrumpften. Die verunmündbarste Person in meiner unmittelbaren Umgebung war zweifellos meine Mutter. Durch ihre Mutter, die jüdisch war, fiel sie selbst, wie im übrigen auch ich, unter die Nürnberger Gesetze, was ihre Laufbahn als Tänzerin und Lehrerin beendete, sie als Untermenschen klassifizierte und ihr eine Wiederverheiratung mit einem arischen Mann verbot.<sup>233</sup>*

Mit Erreichen der Schulpflicht wurde Cornelia Grebe 1934 in die Universitätsschule eingeschult – wie mir Günther Schöppe erzählte, der sich gut an diese Zeit erinnert. Bei Mitschülerinnen und Mitschülern hieß sie Lolo. Unter diesem Namen ist sie als Schülerin des zweiten Jahrganges im Programm der Pädagogischen Rückschau vom 1. November 1935 festgehalten – gemeinsam mit »Mechthild« [Meyer-Erlach] unter dem Programmpunkt »Der furchtsame Jäger.«<sup>234</sup>, was bedeutet: Beide Kinder der Untergruppe sangen der versammelten Elternschaft das bekannte Volkslied vor (»Ein Jäger längs dem Weither ging, lauf, Jäger, lauf«). Ob beide Mütter gemeinsam zuhörten und darüber kommunizierten, ist nicht überliefert.

*Metahermeneutisch sei angemerkt:* Diesen Satz heute zu formulieren, ohne dass sich die differente Lebenssituation beider Familien dem Interpreten ins Bewusstsein drängt (hier die geschiedene Halbjüdin im Sog der gerade verkündeten Rassegesetzgebung – dort die Ehefrau des gerade zum Rektor der Universität ernannten, völkisch-antisemitischen Nazi-Theologen), halte ich für ausgeschlossen. Im Programm dieser Pädagogischen Rückschau vom November 1935 hatten natürlich auch Hans Ankele, der Sohn des im Kampf gegen die Nazis stehenden Kommunisten, und die halbjüdische Margot Reinhard ihre Programmpunkte, beide in der Obergruppe. Werfen wir einen Blick auf ihre Eltern: Wenn – einmal angenommen – die verarmte Arbeiterin und »Volljüdin« Gitta Reinhard, der kommunistische Widerstandskämpfer Heinrich Ankele und der mächtigste Juden- und Kommunistenhasser der Salana, Magnifizenz Professor Wolf Meyer-Erlach nebeneinander saßen, die Leistungen ihrer Kinder beklatschten und am Ende gemeinsam das ebenfalls im Programm ausgewiesene »Schullied: Kein Hähnlein wächst auf Erden« sangen: Wie ha-

ben wir angesichts dieser Konstellation Petersens Pädagogik aus dem historischen Abstand von 75 Jahren einzuschätzen? Die Spannweite möglicher Reaktionen dürfte bei den Akteuren der gegenwärtigen Petersen-Kontroverse von »makaber!« bis »beeindruckend!« reichen. Lässt man allein die heutigen Aussagen der damals bedrohten Kinder gelten, dann war dies für sie eine Zeitspanne erlebten Glücks, das es nirgendwo anders gab. Denn auch »systemtreue« Eltern hatten sich im Raum der Universitätsschule deren ungeschriebenen Gesetzen zu fügen – und sie taten es.

Lolo Grebe besaß offenbar eine persönliche Ausstrahlungskraft, die ihr in ihrer Stammgruppe – in der Mittelgruppe 1936 war sie eines der jüngsten Kinder – zu großer Beliebtheit verhalf. Man schwärmte von ihr. Das kann man den Beobachtungen der Lehrerin im Schuljahresbericht der Mittelgruppe 1936/37 entnehmen. Ehemalige Absolventen der Petersenschule wie Johanna Großkurth, Günther Schöppe und Lilo Czekalla (letztere bis heute mit »Lolo« in Freundschaft verbunden) bezeugten dies im Rückblick auf ihre Schulzeit ebenfalls. Nachdem Lolo mit ihrem künftigen Stiefvater und der Mutter ab 1938 in Berlin wohnte<sup>235</sup>, flog sie zehn Jahre später als Studienanfängerin der Freien Universität Berlin dank eines Stipendiums zu einem Studienaufenthalt in die USA<sup>236</sup>, ohne zu ahnen, dass Amerika zur bleibenden Heimat werden sollte. Hier heiratete sie, wodurch sich ihr Name änderte. Doch wie sie in ihrem Buch deutlich macht, vergaß sie Jena nicht.

In ihren Lebenserinnerungen erzählt Cornelia Cotton, wie sie als Kind in Jena zum ersten Mal das Wort »Jude« hörte: Das geschah, als sie auf dem Nachhauseweg von der Schule mit einstimme in eine gegenseitige Beschimpfung von Jungen, die sich wechselseitig als »Jude« verhöhnten, bis einer von ihnen ihr hämisch zurief: »Deine Mutter ist eine Jüdin! Deine Mutter ist eine Jüdin!«. Da war die Welt, in der sie lebte, nicht mehr heil. Es war die Universitätsschule, aus der sie kam, als der Vorfall passierte. Sie erwähnt in ihrer Kurzbiographie am Ende des Bandes, dass die »Aufenthalte bei der warmherzigen Großmutter und der Besuch der reformpädagogischen Jenaplanschule Peter Petersens« besondere biographische Akzente setzten. Nach Mitteilung von Dr. habil. Gisela Horn, Jena, die persönlichen Kontakt zu Cornelia Cotton in den USA hat, habe sie Petersen ein literarisches Denkmal gesetzt ohne ihn namentlich zu nennen – mit dem Satz:

*Ich erinnere meine früheste Schule, die Schöpfung eines wundervollen und weisen Lehrers, eine Schule, die mir eine solche Fülle an Nahrung und Inspiration vermittelt hatte, dass sie ein Leben lang reichen würde.<sup>237</sup>*

Cornelia Cotton übermittelte vor kurzem an Gisela Horn die Namen von zwei weiteren jüdischen Kindern, die die Petersenschule besucht haben sollen.<sup>238</sup> Es waren Felix König und Andreas Löwenfeld. Letzterer ist der Sohn des jüdischen Arztehepaares Heinrich Löwenfeld und Yela Herschkowitz, das in Berlin am Krankenhaus Lankwitz bis März 1933 arbeitete. Die Recherchen waren langwierig<sup>239</sup>, bis ich wusste: Andreas Löwenfeld (\* 1930) war zwar als Kleinkind kurze Zeit in Jena, besuchte jedoch – im Gegensatz zur Vermutung von Cornelia Cotton – nicht die Petersenschule. Mit drei Jahren konnte er das auch kaum, denn der Universitätskindergarten existierte noch nicht. Doch meine eigene Hypothese erwies sich ebenso als falsch, die Großmutter habe – nachdem die Eltern reichsweit von der Gestapo gesucht wurden – Petersen gebeten, für den von ihr geheim beherbergten Andreas Spielkontakte mit Gleichaltrigen zu vermitteln. Tatsächlich lebte der Junge 1933 fünf Monate im Hause der Großmutter Anna Herschkowitz<sup>240</sup> in Jena, bis ihn seine Mutter von Prag, dem neuen Wohnort der Löwenfelds im Exil, aus Jena holte. Andreas Löwenfeld (= Löwenfeld) lebt heute, 80-jährig, als emeritierter Professor für Recht an der *New York City School of Law*. Er schickte mir am 7. März 2010 per E-Mail folgende Information, die ich wiedergebe, weil sie für die Lokalgeschichte des Judentums in Jena von Interesse ist:

*Ich kam gut aus mit meiner Grossmutter, die ihren Mann ein paar Monate früher verloren hatte, und fühlte mich nicht benachteiligt oder bedroht. Aber ich erinnere mich nicht an eine Schule, bzw. Kindergarten, und der Name Petersen ist mir unbekannt [...]. Zu der meisten Zeit wo ich Jena blieb, wohnte auch meine 4-Jahre ältere Kusine, Marianne Oberdoerfer (genannt »Nani«) bei uns. Marianne war halbjüdisch, und hat den Krieg mit ihrer Mutter (die Schwester meiner Mutter) und ihrem Vater überlebt, teils in Berlin und teils in Jena. Sie kam dann nach dem Krieg nach Amerika, wo sie leider mit 40 Jahren an einem Krebs starb. Ich denke mir aber, dass sie vielleicht in Jena zur Schule ging, und dass ihr Name nicht als jüdisch aufgefallen ist. Übrigens nannte sich meine Grossmutter Herschkowitsch (nicht »witz«) und meistens »Anaeta« (nicht »Ana«). Sie ist in Jena geblieben bis 1940, und dann während des Hitler-Stalin Paktes über die trans-Siberische Bahn, Vladivostok, Kobe, Seattle, nach New York gekommen. Sie starb 1972 mit 96 Jahren.*

**3.5 Rolf Schrade (S. 125f.): geboren: 1934 NS-Attribuierung: „Mischling ersten Grades“. Alter am Ende der Zeit an der Universitätsschule: 11 Jahre. Alter 1945: 11 Jahre.**

3.5 Rolf Schrade		Retter (2010),	Quelle	Quellenart	Fundort
Name:	Rolf Schrade	125f.	---	---	---
Geboren:	1934	125	Auskunft Rolf Schrades	Sekundärquelle	---
NS-Attribuierung	„Mischling ersten Grades“	125	Gisela Horn: Jüdische Frauen in Jena. In: Cornelia Amlacher et al. (Hrsg): Anpassung, Verfolgung, Widerstand. Frauen in Jena 1933-45. Jena 2007, S. 56-90, hier S. 84.	Sekundärquelle	---
Schüler an der Universitätsschule /Abgangsalter	1940 bis 1945 11 Jahre	125	Auskunft Rolf Schrades	Sekundärquelle	---
		125	Auskunft Rolf Schrades	Sekundärquelle	---

**Text Hein Retter – zu Rolf Schrade:**

5. Rolf Schrade (\* 1934):

Zu den Kindern, die Petersen während der NS-Zeit durch seine Schule schützte, gehörte Rolf Schrade, der Sohn von Dr. Hugo Schrade und seiner jüdischen Frau Erna, geb. Hess.<sup>241</sup> Die Heirat fand 1930 statt. Der heute bei Berlin lebende Sohn Rolf besuchte nach eigenen Angaben 1940–1945 die Universitätsschule. Erna Schrade wurde im Januar 1945 mit dem letzten Transport in das KZ Theresienstadt verbracht, wo sie mit einigen anderen Jenaer Frauen das Kriegsende erlebte. Ihr Mann, Dr. Hugo Schrade, hatte sich den Aufforderungen der Gestapo widersetzt, sich von seiner Frau scheiden zu lassen.<sup>242</sup> Er wurde am 16. Oktober 1944 von der Gestapo verhaftet und in ein Arbeitslager der »Organisation Todt« bei Halle /S. verbracht. Er war es, der nach Kriegsende die in das KZ Theresienstadt verschleppten Frauen Jenas mit einem Bus im Juni 1945 in ihre Heimatstadt zu den Familien zurückholte. Prof. Dr. Rolf Schrade, Jg. 1934, Kunsthistoriker an der Freien Universität Berlin (im Ruhestand), schickte



Dr. Hugo Schrade (1900–1974), um 1960

mir am 16. Februar 2010 eine E-Mail, nachdem ich ihn auf die problematischen Texte aufmerksam machte, die Petersen-Forscher zu dem Urteil Rassist – Antisemit – Nazi kommen lassen. Rolf Schrade bestreitet die Angemessenheit dieser Bewertung und schreibt:

*Lieber Herr Retter, besten Dank für Ihre Zeilen. Kurz zusammengefasst möchte ich sagen, dass ich in den 4 Jahren, die ich die Petersenschule besucht hatte, nie mit antisemitischen Äußerungen, Bedrohungen und dergleichen belästigt wurde. Vor allem in der Zeit, als meine Mutter in Theresienstadt war und mein Vater von der Gestapo verhaftet, lief der Schulbetrieb für mich bis Kriegende völlig normal in der Petersenschule ab.*

Rolf Schrade teilte mir mit, dass er in kritischen Situationen bei Prof. Ibrahim in der

Kinderklinik Zuflucht fand und von ihm geschützt worden sei. Der Sachverhalt ist in der Jenaer Fachliteratur zum antifaschistischen Widerstand bekannt.<sup>243</sup> Rolf Schrade bekräftigte mir gegenüber, nur gute Erinnerungen an seine Schulzeit bei Petersen zu haben. Seine Eltern hätten in der Nachkriegszeit von Petersen mit Hochachtung gesprochen. Noch in den letzten Wochen der NS-Herrschaft 1945 wurde es Rolf Schrade verwehrt, auf Grund seiner Abstammung und der Inhaftierung seiner Eltern, das Gymnasium zu besuchen. Aber das konnte er nach Kriegsende nachholen. Er verlor dadurch ein Jahr. Doch es waren Mitschüler aus der Petersenschule, die ihm im Gymnasium halfen, das Fehlende nachzuholen.

**3.6 Holger Hansen (S. 126-128), geboren: 1935. NS-Attribuierung: „Mischling ersten Grades“. Alter am Ende der Zeit an der Universitätsschule: ? Jahre. Alter 1945: 10 Jahre.**

3.6 Holger Hansen		Retter (2010),	Quelle	Quellenart	Fundort
Name:	Holger Hansen	126-128	---	---	---
Geboren:	1935	126	---	---	---
NS-Attribuierung	„Mischling ersten Grades“	126	Auskunft Holger Hansens	Sekundärquelle	---
Schüler an der Universitätsschule / Abgangsalter	1942 bis ? ?	128	---	---	---

**Text Hein Retter – zu Holger Hansen:**

6. Holger Hansen (\* 1935):

Petersen benannte 1948 »Herrn Hansen« als Zeugen, dass er jüdischen Kindern in seiner Schule während der NS-Zeit Schutz bot. Der Physiker Dr. Gerhard Hansen (1899–1992) arbeitete seit 1927 bei Carl Zeiss. Er wurde Leiter der Abteilung »Optische Messinstrumente« und Leiter des physikalischen Labors. Die Mutter von Gerhard Hansen war Jüdin, sie starb erst nach 1945 wie mir Holger Hansen, der Sohn Gerhard Hansens, telefonisch am 15. Mai 2010 mitteilte. Sein Vater, so berichtet er, sei verbittert gewesen, dass ihm auf Grund der Nürnberger Gesetze verweigert wurde, ein Lehramt auszuüben; er liebte die Physik, die Wissenschaft und die Forschung, in der Industrie habe er sich nie recht wohl gefühlt. Doch es sei in der Familie fast nie über die NS-Vergangenheit gesprochen worden.

Habe er als Kind in der Familie oder nahen Verwandtschaft Drangsalierung und Deportation in der Zeit der »Endlösung« nicht aus nächster Nähe miterlebt, fragte ich. Durchaus, antwortete Holger Hansen, und zwar bei jenen Familien, mit denen die eigene Familie in engem freundschaftlichen Kontakt stand.

Holger Hansens Mutter wohnte während ihres Studiums bei Familie Langer im berühmten »Zuckerandl-Haus« in Jena, Am Weinberg 4a, einem von Walter Gropius geschaffenen Wohnhaus von kultur- und architekturhistorischer Bedeutung. Therese Zuckerandl, die (Adoptiv-) Mutter von Dr. Helene Langer, war für Holger Hansen als Kind eine würdige ältere Dame, die er »heiß geliebt« und oft besucht habe. Familie Hansen wohnte in der Nähe, Wildstraße 5. Therese Zuckerandl ging am 9. September 1942 in den Freitod, nachdem sie den Deportationsbefehl nach Theresienstadt erhalten hatte. Helene Langer stürzte sich nach Erhalt des Deportationsbefehls am 14. Juni 1944 von der »Lutherkanzel« im Mühlthal.<sup>245</sup> Es war schrecklich für das Kind Holger Hansen, dass »Tante Zuckerandl« und Frau Langer plötzlich nicht mehr da waren. Holger Hansen wurde die antisemitische Problematik während der NS-Zeit nach eigener Aussage erst viele Jahre nach Kriegsende klar. Er habe als Kind in der Nazizeit wohl mitbekommen, dass schreckliche Dinge passierten, nur wusste er nicht, warum. »Alles wurde verschwiegen, über nichts gesprochen!«

Einer amtlichen Mitteilung zufolge wurde Dr. Holger Hansen am 15. September 1944 zur »OT eingezogen«, das bedeutete Zwangsarbeit bei der »Organisation Todt«.<sup>245</sup> Nach den Rasengesetzen definierte »Halbjuden« hatten alle spätestens 1944 mit Deportation, Zwangsarbeit und KZ zu rechnen. Doch die Maßnahme war nicht von Dauer, Holger Hansen wurde als »kriegswichtig« für den Betrieb von Carl Zeiss bald wieder freigestellt. Er übersiedelte nach Heidenheim, wohin die Familie mit den aus Thüringen abziehenden Amerikanern im Juni 1945 zog:

*Die Deportation nach Heidenheim geschah durch die U. S. Armee und war mehr oder weniger freiwillig. Die Amerikaner, die Jena eingenommen hatten, teilten den führenden Mitarbeitern von Zeiss mit, dass – nach Jalta – Jena an die Russen ginge und sie dann sicherlich zusammen mit dem demontierten Zeiss-Werk nach Russland gebracht würden, was auch geschah. Die Amerikaner boten daher an, jeder Familie einen LKW zur Verfügung zu stellen und sie in den Westen zu bringen – Ziel unbekannt. Wie viel Druck auf diese Gruppe ausgeübt wurde, dieses Angebot anzunehmen, ist mir nicht bekannt. Die Wahrheit liegt also irgendwo zwischen Deportation und Rettung, wir und besonders ich empfanden es als Rettung. So kamen wir nach Heidenheim an der Brenz, und so wurde im 15 km entfernten Oberkochen Zeiss neu gegründet, sozusagen parallel zu Zeiss in Jena.*

*In der Petersenschule: Holger Hansen wurde 1942 in die Universitätsschule eingeschult und blieb dort drei Jahre bis zum Wechsel der Familien in den Westen. Seine drei Geschwister gingen nicht in die Petersenschule. Er hat diese drei Jahre sehr positiv in Erinnerung. In einer mir übersandten E-Mail vom 27. Juni 2010 führt er dazu aus:*

*Wenn meine Eltern auch nur den leisesten Verdacht gehabt hätten, dass die Unti-Schule (Petersen) in irgendeiner Weise nazistisch beeinflusst gewesen wäre, hätten sie mich bestimmt nicht dorthin geschickt. Ich weiß nur, dass ich als Kind etwas schwierig war und oft von Prof. Ibrahim untersucht worden bin, und ich kann mir vorstellen, dass auch Ibrahim die Universitätsschule wegen ihrer individuelleren Lehrmethoden empfohlen hat. [...] Ich habe beste Erinnerungen an die Jahre dort. Zwar habe ich den sogenannten Führungs-Schüler laut dem Tagebuch meiner Mutter nie anerkannt, aber das war kein wesentliches Problem. Als ich dann in Heidenheim erst ein Jahr Volksschule und dann ein Jahr Gymnasium erlebte, war das für mich eine entsetzliche Erfahrung und unvorstellbar, dass Schule so sein sollte, und die Waldorfschule war dann die Rettung. Weder bei Petersen noch in der Waldorfschule wurde geprügelt. Im Gymnasium musste man vor die Klasse treten, sich bücken und dann droch Herr Kiesling mit Haselnuss-Gerten einem den Hintern durch, dass zwei Tage Sitzen unmöglich war.*

Holger Hansen wurde Generalvertreter der Firma Bauer, einem international agierenden deutschen Tiefbauunternehmen. Schon längst im Pensionierungsalter, übt er seine berufliche Tätigkeit weiterhin aus, mit einem Büro in Teheran.

### 3.7 Hans Michel (\* 1936) und Geschwister (S. 128-132):

Hans Michel, geboren: 1936. NS-Attribuierung: „Mischling zweiten Grades“. Alter am Ende der Zeit an der Universitätsschule: 9 Jahre. Alter 1945: 9 Jahre.

3.7 Hans Michel		Retter (2010),	Quelle	Quellenart	Fundort
Name:	Hans Michel	128-132	---	---	---
Geboren:	1936	128	---	---	---
NS-Attribuierung	„Mischling zweiten Grades“	128	Auskunft Hans Michels	Sekundärquelle	---
Schüler an der Universitätsschule / Abgangsalter	1943 bis 1945 9 Jahre	132 132	Auskunft Hans Michels Auskunft Hans Michels	Sekundärquelle Sekundärquelle	

Ursula Michel, geboren: 1937 NS-Attribuierung: „Mischling zweiten Grades“. Alter am Ende der Zeit an der Universitätsschule: 8 Jahre Alter 1945: 8 Jahre.

3.7 Ursula Michel		Retter (2010),	Quelle	Quellenart	Fundort
Name:	Ursula Michel	130	---	---	---
Geboren:	1937	130	Auskunft Hans Michels	Sekundärquelle	---
NS-Attribuierung	„Mischling zweiten Grades“	128	Auskunft Hans Michels	Sekundärquelle	---
Schüler an der Universitätsschule / Abgangsalter:	1944 bis 1945 8 Jahre	128 132	Auskunft Hans Michels Auskunft Hans Michels	Sekundärquelle	---

Ruth Michel, geboren: 1939. NS-Attribuierung: „Mischling zweiten Grades“. Alter am Ende der Zeit an der Universitätsschule: 6 Jahre Alter 1945: 6 Jahre.

3.7 Ruth Michel		Retter (2010),	Quelle	Quellenart	Fundort
Name:	Ruth Michel	130	---	---	---
Geboren:	1939	130	Auskunft Hans Michels	Sekundärquelle	---
NS-Attribuierung	„Mischling zweiten Grades“	128	Auskunft Hans Michels	Sekundärquelle	---
Schüler an der Universitätsschule / Abgangsalter	1944 bis 1945 6 Jahre	128 132	Auskunft Hans Michels Auskunft Hans Michels	Sekundärquelle Sekundärquelle	---

## Text Hein Retter – zu Hans Michel und Geschwister:

### 7. Hans Michel (\* 1936) und Geschwister:

Die Eltern von Hans Michel waren Kurt Michel (1909–2000) und Margret Michel, geb. Lehner (1909–2002). Die Großmutter mütterlicherseits, Paula Lehner (\* 1875), war »Halbjüdin«. Sie lebte mit dem Großvater, Direktor einer Maschinenfabrik, in Erfurt und überlebte Theresienstadt, wohin sie 1944 deportiert worden war. Sie starb Anfang der 1970er Jahre. Dies teilte mir Hans Michel in Telefongesprächen am 19. und 25. Mai 2010 mit.

Der Vater, Dr. Dr. h. c. Kurt Michel, wurde 1934 im Betrieb von Carl Zeiss Jena Mitarbeiter der Abteilung Mikroskopie bei Prof. Köhler und 1938 stellvertretender Abteilungsleiter. Auch er wurde 1944 von der »Organisation Todt« zum Arbeitseinsatz deportiert, kam aber davon auch wieder frei. Hans Michels Mutter sei von Deportation nicht betroffen gewesen.

In der Petersenschule: Tagebuchartige Aufzeichnungen der Mutter Hans Michels fügte sie später zu einem Familienbericht zusammen. Die zur Universitätsschule getroffenen Aussagen wurden mir freundlicherweise von Hans Michel zugänglich gemacht. Aus dem Jahr 1943:

*Am 5. April war ich bei Prof. Petersen, der das Pädagogische Seminar der Universität leitete und die »Petersenschule« aufgebaut hatte – eine ganz moderne Volksschule mit Kindergarten. Wir wollten unsere Kinder lieber dorthin schicken als in die Südschule, zu der wir eigentlich gehörten. In der Petersenschule ging es durchaus nicht nationalsozialistisch zu, und die Kinder wurden lie-*

*bevoll erzogen. Da wir 3 »Geschwisterkinder« in den Kindergarten und die Schule schicken konnten, nahm Professor Petersen unsere drei geradezu begeistert auf. – Natürlich musste ich zuvor mit Hans zur Anmeldung in die Südschule gehen [...]*

*Am 2. September [1943] war ich mit Hans 16:30 Uhr in der Universitätsschule und am 9. September war die Einführung. Das war in dieser Schule immer ein kleines Fest: die größeren Kinder kleben und verzierten Zuckertüten für die kleinen Neulinge. Im Hof stand ein Apfelbaum als »Zuckertütenbaum«. Da kletterten die Großen hinauf und holten den Kleinen ihre Tüten. Jedes der Kleinen hatte ein sogenanntes »Führerkind«, das ihm alles Neue zeigte und ihm half, sich einzugewöhnen. Später, als Ursula in die Schule kam, war Hans ihr »Führerkind«.<sup>246</sup>*

Ein Jahr später, 1944, folgten die Geschwister Ursula (\* 1937) und Ruth (\* 1939) ihrem älteren Bruder Hans. Die Mutter schreibt in ihrem Bericht:

*Am 21. April [1944] war Schulanfang nach den Osterferien für Hans und Ursula. Ruth durfte mit in den Kindergarten der Petersenschule.*

Das Leben in Jena war in dieser Zeit für die Zivilbevölkerung bereits überschattet von Luftangriffen, Luftschutzkursen und dem »Dienst« der Männer bei der Heimatflak. Doch es gab auch Gefährdungen anderer Art, wie aus der Schilderung der Mutter Hans Michels hervorgeht:

*Am 12. Mai rief mich Vater an, am 13. fuhr ich nach Erfurt. Die Gestapo hatte es plötzlich auf meine Mutter abgesehen. Sie hatte eine Postquittung ohne die vorgeschriebene »Sara« unterschrieben. Schließlich war sie ja schon fast 70 Jahre, ein Alter, in dem man wohl etwas vergessen darf. Aber sie wurde am 15. Mai abgeholt und in das schlimme Gestapo-Gefängnis auf dem Petersberg gebracht.*

Paula »Sara« Lehner blieb in Haft und wurde Ende 1944 nach Theresienstadt deportiert. Mitten hinein in diese bedrückende Situation fielen der Schulanfang von Ursula und der Beginn des Kindergartenbesuchs von Ruth:

*Am 10. September [1944] war Ursulas Schuleinführung in der Petersenschule. Ich hab es schon erzählt, wie nett das immer war. Hans war für seine Schwester »das Führerkind«. Ruthchen ging in den Petersen-Kindergarten, der zur Schule gehörte.*

In einer von Krieg und NS-Terror heimgesuchten Welt ist das Beeindruckende für heutige Leser des Familienberichts die Geborgenheit der Kinder in der Petersenschule, die die Mutter Hans Michels in ihrem Tagebuch zum Ausdruck brachte.

*Nach Kriegsende:* Die Familie sei mit dem Abzug der Amerikaner Ende Juni 1945 wie andere Spitzenkräfte von Carl Zeiss in die östliche Schwäbische Alb deportiert worden, erzählt Hans Michel. Erst später wohnte die Familie in Heidenheim. Die schriftlichen Unterlagen und Patente wurden von den Amerikanern als Kriegsbeute in die USA geschickt. Die Engländer, die als Besatzungsmacht bei der Aktion leer ausgegangen seien, holten sich von den Amerikanern einige von den Zeissianern nach England, darunter Hans Michels Vater, internierten sie für ein paar Wochen und versuchten deren Know-how zu erhalten, um sie dann wieder zurückzuschicken. Der Vater leitete im Zeiss-Werk Oberkochen ab 1954 die Abteilung Mikroskopie, erhielt die Ehrendoktorwürde der Universität Tübingen und wurde 1974 pensioniert. Hans Michel selbst arbeitete bis zur Pensionierung in der Niederlassung von Carl Zeiss in München.

*In der Petersenschule:* Er habe an die Schulzeit in der Petersenschule, die er von 1943 bis 1945 besucht habe, kaum noch eine konkrete Erinnerung, auch nicht an Schulkameraden, sagte mir Hans Michel. Er kenne zwar Holger Hansen, sei mit ihm aber erst im Zeisswerk Oberkochen, wo dessen Vater, Prof. Gerhard Hansen, arbeitete, bekannt geworden. Seine Mutter habe ihn für die Universitätsschule angemeldet, weil den Eltern zwei Dinge bekannt waren: Petersens pädagogisches Reformkonzept, das durch Förderung der Selbständigkeit das Lernen erleichterte, und die besondere Stellung dieser Schule. Sie habe als Universitätsschule einen besonderen Status besessen, der nicht nationalsozialistisch ausgerichtet war.

Befragt nach einer »schlechten« Erinnerung in der Petersenschule, antwortete Hans Michel schmunzelnd: »Ich erinnere mich nur ungerne an das Lesematerial, mit dem wir nach der Ganzwortmethode lesen lernten.« Das Lesen habe er aber dennoch gelernt. Alle Arbeitsmittel in der Petersenschule seien selbst hergestellt worden. Sein Vater, der seine Antipathie gegen das NS-Regime zwar nicht öffentlich kundtat, doch eindeutig Gegner war, hätte sein Kind nie auf eine Schule geschickt, die Anlass zu der Befürchtung gegeben hätte, eine Nazi-Schule zu sein. Trotz der Unschärfe seiner Erinnerung an die Schulzeit bei Petersen hält Hans Michel einen Sachverhalt fest: Er habe sie, auch im Vergleich zur öffentlichen Schule in Baden-Württemberg, als human erlebt, in der Schläge etwas völlig Unmögliches waren.

### 3.8 Judith Reitmeier (verheiratete Judith Werlich) (S. 132-136).

Geboren: 1937. NS-Attribuierung: ? Alter am Ende der Zeit an der Universitätsschule: ? Jahre. Alter 1945: 8 Jahre.

NS-Status: Unklar / Schulbesuch unklar /1943-44) /Alter 1945: 8 Jahre

		Retter (2010),	Quelle	Quellenart	Fundort
<b>Name:</b>	Judith Reitmeier (verh. Werlich)	132-136	---	---	---
<b>Geboren:</b>	1937	132	Auskunft Judith Werlichs	Sekundärquelle	---
<b>NS-Attributierung</b>	?	132f.	Auskunft Judith Werlichs	Sekundärquelle	---
<b>Schüler an der Universitätsschule</b>	1943 (?) bis 1944 (?)	132, 134, 135 132	Auskunft Judith Werlichs Auskunft Judith Werlichs	Sekundärquelle Sekundärquelle	---

### Text Hein Retter – zu Judith Reitmeier:

#### 8. Judith Reitmeier (\* 1937):

Die Brüder Franz und Rolf Reitmeier, Vater und Onkel von Judith Reitmeier, verh. Werlich, gehörten unbestreitbar zum Kern des aktiven antifaschistischen Widerstandes in Jena.<sup>247</sup> Judith Reitmeier besuchte die Petersenschule nur im Zeitraum 1943–1944. Davon wird noch zu sprechen sein. Ihr Vater, Franz Reitmeier (1904–1996), war nach Aussagen von Judith Werlich praktizierender gläubiger Jude, der seine beiden Töchter streng im jüdischen Glauben

erzog. In den Kinderjahren sei das nicht immer ganz einfach gewesen in einer Umwelt christlicher Tradition, teilte Judith Werlich mir mit. So sei sie manchmal als Kind traurig gewesen, wenn andere Kinder erzählten, welche Geschenke sie zu Weihnachten bekamen, weil das Weihnachtsfest bei ihr daheim nicht gefeiert wurde. Von anderen Kindern nach ihren Weihnachtsgeschenken befragt, sagte sie dann notgedrungen etwas, um nicht aufzufallen. Judiths Mutter sei vor der Eheschließung zum jüdischen Glauben übergetreten. Eine jüngere Schwester von Judith, Eva-Maria, wurde 1938 geboren. Sie besuchte jedoch nicht die Petersenschule.

Franz Reitmeier war ein politisch links stehender engagierter Bürger jüdischen Glaubens. Er hat nach Auskunft des Standesamtes Jena sein Judentum weder in seiner Heiratsurkunde (1931) noch in den Geburtsurkunden seiner Kinder deutlich gemacht. Er gehörte, wie er in einem Lebenslauf schrieb, 1924–1926 der KPD an und war 1926–1933 Mitglied der SPD. Freigewerkschaftlich seit 1924 organisiert, war er 1928–1933 auch Mitglied der Internationalen Arbeiterhilfe. Nach einer Ausbildung als Bankkaufmann, ergänzt durch ein Nebenstudium der Wirtschaftswissenschaft an der TH Dresden und der Hamburger Universität, arbeitete er als Bankangestellter, bis er 1928 Sekretär beim Zentralverband der Angestellten in Jena und Weimar wurde. Mit der Auflösung der Gewerkschaften wurde Franz Reitmeier in »Schutzhaft« genommen, kam aber wieder frei. Zunächst arbeitslos, fand er ab Mai 1934 eine Anstellung als kaufmännischer Angestellter bei der Firma Schott.

Im Widerstand gegen den Nationalsozialismus gehörte Franz Reitmeier (nach H. Grün) zu einer in Jena operierenden ISK-Gruppe. Der Internationale Sozialistische Kampfbund (ISK) wurde unter Führung des Philosophen Leonard Nelson Mitte der 1920er Jahre gegründet – als eine politische Gruppe, die sich von der SPD gelöst hatte. Der ISK stand in seiner Programmatik eigenständig zwischen SPD und KPD. Er leistete ab 1933 durch verschiedene öffentlich wirksame Aktionen aktiven Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Zur Jenaer ISK-Gruppe gehörten »Fritz Grebe, Lore Walter, Gerhard Wagenhaus, Elli Gerber, Elfriede Röblitz, Franz Reitmeier«.<sup>248</sup>

Judiths Vater, Franz Reitmeier, wuchs als Kind in Dornburg bei Jena auf. Seine Eltern (Judiths Großeltern), zogen vor dem Ersten Weltkrieg nach Jena, wo er 1910–1919 die Oberrealschule besuchte und sie mit Obersekunda-Abschluss verließ. Der Großvater, von Beruf Clasmacher, arbeitete bei der Firma Schott. Franz Reitmeier absolvierte eine Lehre als Bankkaufmann und übte anschließend verschiedene Tätigkeiten aus, die immer auch mit politischen Aktivitäten verbunden waren. Die Heirat der Eltern Judiths fand 1931 in Jena statt. Ihre Mutter, die Stenotypistin Käthe Reitmeier (1911–1977), geborene Lötzsch, heiratete mit zwanzig Jahren. Sie gehörte nach Aussagen von Judith Werlich bis 1933 der KPD an und kannte Magnus Poser schon einige Zeit vor Hitlers »Machtergreifung«. Zu den Naturfreunden gehörten beide Eltern nicht. Der Vater sei aber schon lange vor 1933 in der »Loge« gewesen. Während des NS-Regimes existierte nach Angaben von Judith Werlich eine direkte Ver-

bindung der Eltern bzw. des Onkels Rolf zu Magnus Poser, nach 1945 auch zu Lydia Poser. Mehrfach erhielt Rolf Reitmeier von Poser Sonderaufträge, über die nicht gesprochen werden durfte (nach H. Grün).

Franz Reitmeier war, wie er in einem Personalfragebogen nach dem Zweiten Weltkrieg angab, nicht Mitglied der NSDAP, doch von 1934–1945 Mitglied der Deutschen Arbeitsfront (DAF) und von 1943–1944 Mitglied der NS-Volkswohlfahrt (NSV). Judith Werlichs Mutter war in der NS-Zeit befreundet mit Erna Schrade (der Mutter des Petersen-Schülers Rolf Schrade), der Vater mit Fritz Grebe, der auch bei Carl Zeiss arbeitete.

Franz Reitmeier hatte noch weitere Geschwister. Der jüngste Bruder, Rudolf [Rolf] Reitmeier (\* 1911), Mitglied der KPD<sup>249</sup>, ermöglichte durch seinen Beruf viele Aktionen des Jenaer Widerstandes. Als Reproduktionsfotograf bzw. Chemigraph arbeitete er in der Jenaer Klischeeanstalt Seide (deren Betriebsleiter er 1939 wurde), stellte Druckstöcke her, besorgte Schreibmaschinen und ein Abziehgerät, so dass die illegale Produktion von antifaschistischen Flugblättern und ihre Vervielfältigung in größerem Maßstab gelang.<sup>250</sup> Er war ebenso in einer Gruppe, die die verbotenen Sender »Freies Deutschland« und »Deutscher Volkssender« abhörte, um die Informationen weiterzugeben.<sup>251</sup>

Der »Deutsche Volkssender« wurde ab 1941 vom ZK der Moskauer KPD ausgestrahlt. Das seit 1943 existierende »Nationalkomitee Freies Deutschland«, deren Mitglieder vor allem von deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion geworben wurden, war die von der Moskauer Exil-KPD gesteuerte Gruppe, aus der die Regierung eines künftigen vom Faschismus befreiten Deutschlands hervorgehen sollte. Deren Ausgangspunkt bildete die »Gruppe Ulbricht« 1945 in der SBZ.

Es ist davon auszugehen, dass Franz Reitmeier entweder über seinen Bruder oder durch eigenes Abhören die Inhalte der »Feind-Sendungen« aus Moskau genau kannte – Meldungen, die den deutschen Kommunisten Mut machten, denn das Vorrücken der russischen Front war Fakt. In seiner Oppositionshaltung gegenüber dem Terror des NS-Regimes gestärkt äußerte sich Franz Reitmeier am Arbeitsplatz verächtlich über den Hitlerstaat, was ihm zum Verhängnis wurde. Am 13. Oktober 1944 wurde er festgenommen und kam in Untersuchungshaft. Die Anklageschrift des Generalstaatsanwalts Jena beschuldigt ihn, in den Jahren 1943–1944 fortgesetzt durch abfällige Äußerungen öffentlich Wehrkraftzersetzung betrieben zu haben.<sup>252</sup> Das Gesamtbild, das der Beschuldigte bietet, sei das eines »den Nationalsozialismus gesinnungsmäßig ablehnenden Defaitisten, der sich der wehrkraftzersetzenden Wirkung seines Geredes« bewusst gewesen sei. Die Äußerungen, die Reitmeier zur Last gelegt wurden, reichen von der Verspottung des Grußes »Heil Hitler« bis zur abfälligen Bemerkung, dass der Krieg für die Deutschen nicht mehr zu gewinnen sei.

Verhaftung und Anklage beruhten auf Denunziation durch Kollegen am Arbeitsplatz. Die politische Tätigkeit von Franz Reitmeier vor 1933, die die Staatsanwaltschaft ermittelte, enthüllt seine frühe Gegnerschaft zu Hitler. Nicht ins Blickfeld der Anklage gelangte offenbar die durch

Aktionen der ISK-Gruppe geleistete Widerstandstätigkeit. Auch das Faktum, dass Franz Reitmeier Jude war, entging der NS-Justiz. Zur Last gelegt wurde ihm »eine auffällige Vorliebe für das Judentum«. In seiner Wohnung wurden »hebräische Bibeln« gefunden. Bezeichnend, so der Generalstaatsanwalt, seien auch die Vornamen, die er seinen Töchtern gegeben habe.

Franz Reitmeier blieb in Haft. Nach Auskunft der VdN-Akte<sup>253</sup> kam die Anklage nicht mehr zur Verhandlung, bedingt durch das Vorrücken der Alliierten. Mit dem Einmarsch der Amerikaner kam er im April 1945 aus der Haft frei. Er kehrte völlig entkräftet und krank nach Hause zurück. Nach seiner Genesung übte er eine Tätigkeit im Ministerium aus, verzichtete jedoch aus familiären Gründen auf eine ihm angebotene Karriere auf ministerieller Ebene in Erfurt bzw. in Berlin. 1952 nahm er in Jena bei der Firma Schott seine frühere berufliche Tätigkeit wieder auf. Als Abteilungsleiter ging er 1972 in den Ruhestand. 1976 erhielt Franz Reitmeier die Ehrenmedaille des Komitees der antifaschistischen Widerstandskämpfer und wurde 1984 für 60jährige Mitgliedschaft in der Gewerkschaft geehrt.

In der Petersenschule: Judiths Eltern wohnten während des Krieges Wilhelm-Rein-Straße 2a. Schulpflichtig geworden besuchte Judith die erste Klasse der nahegelegenen Jenaer Südschule seit Ostern 1943. Doch etwa nach einem halben Jahr musste sie die Schule verlassen. Sie konnte mir im Rückblick auf diese schlimme Zeit, an die sie sich nur ungenau erinnern lassen möchte, nicht sagen, aus welchem Grund dies geschah. Später wurde klar, dass die Verweisung von der Schule etwas zu tun haben musste mit ihrem Vater. Dass der Vater Jude war, hätte ausschlaggebend sein können. Aber ob das Faktum der Schulbehörde bekannt war und tatsächlich – ähnlich wie bei Felix König – eine Rolle spielte, oder ob den Behörden eine Denunziation gegen Judiths Vater vorlag, Gegner des Nationalsozialismus zu sein, war im Rahmen meiner »Spurensuche« nicht zu klären.

Nachdem Judith der öffentliche Schulbesuch verboten worden war, hatte die Mutter ein Gespräch mit Petersen. Er nahm sie in seine Schule auf. Hier in der Untergruppe freundete sie sich mit den beiden Trüper-Kindern, Barbara und Angela, an, die sie trotz des langen Weges zur Sophienhöhe<sup>254</sup> öfter zum Spielen besuchte. In ihrer eigenen Nachbarschaft zu Hause fühlte sie sich damals schrecklich isoliert, obwohl es hier auch Kinder gab, die aber nicht mit ihr spielten. Einmal sagte ein Junge zu ihr: »Dein Vater ist ein Verbrecher!«. Da war er schon in Haft.

Aber auch in die Petersenschule durfte Judith dann nicht mehr gehen. Einen Grund dafür konnte Judith Werlich nicht nennen. Die Verhaftung des Vaters und ein behördlich auf Petersen ausgeübter Druck als Grund dafür anzunehmen, ist realistisch. Darüber hätten die Eltern auch später nicht gesprochen. Sie sei dann alleine mit der Mutter zu Hause gewesen, erzählt Judith Werlich – ohne Schule, bis Kriegsende. Da sei der Vater völlig entkräftet, kaum fähig, sich auf den Beinen zu halten, aus der Haft nach Hause zurückgekehrt.

Ihre Zeit in der Petersenschule bot Judith Schutz, Sicherheit und ein Netz persönlicher Beziehungen zu Mitschülerinnen. Ellen Körte teilte mir mit, dass sie damals ihre »Patin«

wurde (die »Patenschaft« gehörte zu den sozialen Urelementen der Jenaplan-Pädagogik) und Judith in der Untergruppe voll integriert war. Petersen werde als *guter Mensch*, der ihr und den Eltern damals geholfen habe, immer in ihrer Erinnerung bleiben, sagt Judith Werlich abschließend. Es falle ihr schwer, sich über diese Zeit, unter die sie einen Schlussstrich des Vergessenwollens setzen möchte, gegenüber Dritten überhaupt zu äußern. Doch Petersen habe sie *sehr* viel zu verdanken.

## Endnoten bei Hein Retter

216 Wiedergegeben nach: FRITSCH/NÖCKEL 2006, S. 27, Anm. 20.

217 UAJ, S. Abt. I, Nr. 156.

218 UAJ, S. Abt. I, Nr. 158.

219 UAJ, S. Abt. I, Nr. 170.

220 MÜLLER 1998, S. 164 f.

221 Eine Kopie des Briefes befindet sich im Stadtarchiv Jena.

222 SCHULZ 2007, S. 145; S. 102.

223 GROSSKURTH 1995, S. 5 f. – Die Skripte der von Sigrd Lichtenfeld und Dietmar Ebert 1995 mit mehreren »Ehemaligen« der Petersenschule durchgeführten Interviews sind jetzt im Stadtarchiv Jena zugänglich. Auf diese Texte, die ich sprachlich geglättet zitiere, wird im Folgenden mehrfach zurückgegriffen. Vgl. ferner das von Barbara Kluge mit Johanna Großkurth 1984 geführte Gespräch in KLUGE 1992, S. 3. 192.

224 MEYER 1999, S. 394.

225 Interview Johanna Großkurth 1995, S. 5.

226 Stadtarchiv Jena. Auskunft vom 2. Februar 2010. – Es nicht ausgeschlossen, dass Felix König als Jugendlicher nicht in das OT-Lager Weißenfels kam, sondern in ein örtlich benachbartes Arbeitserziehungslager der Gestapo, das nach Aussagen von überlebenden Deportierten aus der Region Jena dort eingerichtet worden sei. (Mittteilung Dr. R. Stutz, Jena). – Zur Gefährdung der »Mischlinge« den »Arbeitserziehungslagern« und der OT-Zwangsarbeit zugeführt zu werden vgl. LOTFI 2003, S. 268 f.

227 Ich danke Rüdiger Stutz für die Erschließung dieses Dokuments. THStAW Thür. Volksbildungsministerium A 1021, Bl. 26 sowie Bl. 15.

228 THStAW, Land Thüringen. Landesamt für Volksbildung, C 155, Bl. 262.

229 Angaben nach Mitteilung des Stadtarchivs Jena sowie aus der Vita von Arthur König, <http://adsabs.harvard.edu/full/1970AN...292..391H> (Zugriff am 20. 7. 2010).

230 MEYER 1999, S. 238 f.

231 Eine persönliche Anmerkung sei mir gestattet: Im Haus Felix Hausdorffs in Greifswald, Goethestr. 5, das er vor seiner Berufung nach Bonn (1921) als Mathematikprofessor an der Universität Greifswald bewohnte, wurde am 23. April 2010 mein 15. Enkelkind geboren.

232 Vgl. den Abschnitt »Hildegard Grebe« in AMLACHER/EBERT/HORN 2007, S. 58–59.

233 Vgl. COTTON 2008, S. 32.

234 UAJ, S. I Nr. 159.

235 COTTON 2008, S. 31. Ob die amtliche Genehmigung für die Wiederverheiratung von Hildegard Grebe letztlich noch erteilt wurde (vgl. HORN 2007, S. 58 f.), um wieder zurückgenommen zu werden oder andere Gründe des Scheiterns der beabsichtigten Heirat vorlagen, ist nicht klar. COTTON 2008, S. 105 berichtet, ihr sei erst mit 13 Jahren enthüllt worden, dass ihre Mutter, mit dem Mann, den sie liebte, jedoch amtlicherseits nicht heiraten durfte, in Berlin gemeinsam lebte. In Berlin gear ihre Mutter eine Tochter, Cornelias Halbschwester.

236 Zu korrigieren ist demnach die Angabe zu Hildegard Grebe bei SCHULZ 2007, S. 141: »Eheschließung mit einem Arier untersagt, mindestens bis 1948/49 in Jena«. Tatsächlich zog Hildegard Grebe mit ihrer Tochter Cornelia und ihrem Verlobten 1938 nach Berlin.

237 Ebenda, S. 58. Dass mit dem »weisen Lehrers« Peter Petersen gemeint ist, teilte Frau Cotton Gisela Horn mit. Zum Ausruf »Deine Mutter ist eine Jüdin!« ebenda, S. 16. Cornelia Cotton schreibt am Schluss ihrer autobiographischen Streiflichter, dass sie in Jena die »Reformschule« Petersens besuchte. Dass die Bewertung Petersens als »weisen Lehrers« nach der jüngsten Enthüllung antisemitischer Texte noch so hätten geschrieben werden können, ist zu bezweifeln.

238 Ich danke Gisela Horn für die Weitergabe der Namen beider Kinder.

239 Zum Schlüssel für die Lösung des Problems wurde eine medizinhistorische Dissertation der Universität Greifswald über den jüdischen Psychiater Henry Lowenfeld (= Heinrich Löwenfeld), Vater von Andreas Lowenfeld (= Löwenfeld), eine Studie, die dann auch als Buch erschien, vgl. MÜLLER 2000, S. 99 f. – Es dauerte seine Zeit, bis ich den heutigen Wirkungsort des Autors ermittelte und Auskunft über das Schicksal von Andreas Lowenfeld erhielt. Ich danke Thomas Müller.

240 Zu Anna Herschkowitz vgl. JENAER ARBEITSKREIS JUDENTUM 1998, S. 65, S. 177; SCHULZ 2007, S. 79.

241 Der Begriff »jüdisch« nach den NS-Rassengesetzen besagte nichts über die *Konfession*, der so bezeichneten Personen. Juden nach NS-Recht waren zum ganz überwiegenden Teil gläubige oder verweltlichte Christen sowie Freidenker, die vom NS-Regime als »Juden« definiert, entrechtet und ermordet wurden. Erna Schrade hatte Kontakt mit der Berliner »Evangelischen Hilfsstelle für rassistisch verfolgte« (Propst Grüber) in Berlin und versuchte, für die »nichtarischen Christen« in Thüringen Unterstützung zu erhalten. Vgl. HORN 2007, S. 84.

242 Ausführlich zu Rolf Schrade und seinen Eltern in: MÜLLER 1998, S. 70, S. 165 ff.; ferner: EBERT 2007, S. 182–195; hier S. 189, S. 194, Anm. 30.

243 GRÜN 2005, S. 115.

244 AMLACHER/EBERT/HORN 2007, S. 297; S. 290.

245 Ich danke Dr. Wolfgang Wimmer, Carl Zeiss Archiv, für die Übersendung des Dokuments.

246 Die Bezeichnung »Führerkind« weckt falsche (von Petersen damals bewusst eingesetzte) Assoziationen. Jeder Schulneuling hatte ein etwas älteres Kind in den ersten 14 Tagen in seiner Nähe, das verantwortlich war, ihm Orientierungshilfe zu geben, damit es sich räumlich zurechtfinden und wusste, wo z. B. bestimmte Materialien und Arbeitsmittel zu finden waren oder wie die Aufteilung des Zeitbudgets für »Freiarbeit« optimal erfolgte. Das ersparte Einführungsvorträge der Lehrkraft. Diese Funktion hatte mit den sog. »Patenschaften« nichts zu tun und war zeitlich begrenzt, vgl. RETTER PETERSEN 1996, S. 243.

247 Zu Franz Reitmeier vgl. GRÜN 2005, S. 56; zu Rolf Reitmeier ebenda, S. 89 f., S. 20, 65, 95, 122.

248 Ebenda, S. 96.

249 Auskunft Stadtarchiv Jena. Nach GRÜN 2005, S. 20, war R. Reitmeier parteilos.

250 Ebenda, S. 85, S. 89, S. 90 f., S. 95.

251 Ebenda, S. 122.

252 Eine Kopie der Anklageschrift, auf die sich die nachfolgenden Abschnitte beziehen, erhielt ich vom Schott GlasMuseum & Archiv, Jena. Ich danke Dr. Ute Leonhardt.

253 ThStA Rudolstadt, Bezirkstag und Rat des Bezirkes Gera, Nr. 7868. Weitere Angaben zur Biographie Franz Reitmeiers stammen aus Unterlagen des Archivs der Firma Schott, Jena.

254 Die Trüpersche »Erziehungsanstalt« war eine von Johannes Trüper gegründete heilpädagogische Einrichtung für behinderte und entwicklungsgehemmte Kinder, die sein Sohn, Hellmut Trüper, führte. Petersen arbeitete eng mit Trüper zusammen, vgl. SCHOTTE 2010.

### In diesem Abschnitt verwendete Literatur

Almacher, Cornelia, /Ebert, Dietmar Horn, Gisela (Hrsg.): *Anpassung, Verfolgung, Widerstand, Frauen in Jena 1933-45, Jena 2007*

Jenaer Arbeitskreis Judentum (Hrsg.): *Juden in Jena, Eine Spurensuche. Jena 1988 (darin Müller 1998)*

Schulz., Eberhart: *Verfolgung und Vernichtung, Rassenwahn und Antisemitismus in Jena 1933-1945, Jena 2007*

Cotton, Cornelia: *Schaufester. Ansichten eines Lebens, Jena 2008*

Meyer, Beate: *„Jüdische Mischlinge“. Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933-1945, Hamburg 1999*

Grosskurth, Johanna, *Interview 1995, Stadtarchiv Jena*